50. Jahrgang

CAUX Information

1–2/98
Januar–Februar

Zweimonatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

Zwischen Markt & Staat

In dieser Ausgabe

ZUM THEMA: ...FREIWILLIG UND EHRENAMTLICH:
Weltweit steigt die Zahl derer, die sich freiwillig für ihre Mitmenschen und die Umwelt einsetzen.
Was tun sie eigentlich, und warum? 3

Ansprechpartner und Berater für Flüchtlinge 4

Freiwillige in Binxian in der Provinz Sha'angxi: Bisher wenig verbreitete Einsätze in gemeinnützigen Programmen nehmen auch in China zu. 9

Katastrophen- und Wiederaufbauhilfe in Indien 6

Brasilien: Basisinitiativen vernetzen 14

Vorbereitung auf das Jahr 2000: Aktion zum freiwilligen Schuldenerlass 10

PERSÖNLICH IN ENGLAND:
Nach einem einschneidenden Erlebnis arbeitet Colin Terry vollzeitig mit einer karitativen Organisation. 7

PERSÖNLICH IN POLEN:
Die Danileckis beherbergen eine ruandische Mutter und ihr 5jähriges Töchterchen. 8

ZUM NACHDENKEN:
Hélène Guisans schöpferische Gedanken zur Bekämpfung von Ausgrenzung und Zersplitterung in unserer Gesellschaft 12

AN ORT UND STELLE:
Medienforum in Südafrika 15
Französisch-englisches Eisenbahnertreffen 16
USA – Hoffnung in den Städten 16
«Disha» für indische Leser 16

Leserbrief und Korrekturen
Dank an unsere Abonnenten 15
Wir zitieren... 16

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER 1–2/98

Wir sassen ruhig im Büro an der Redaktion dieser Ausgabe; jeder tippte friedlich an seinem Bildschirm vor sich hin. Als ich die Frage in den Raum stellte: «Was sollen wir denn zu diesem Thema in der Einleitung sagen?» meinte unsere Kollegin wie aus der Kanone geschossen: «Ja, da wüsste ich einiges!» Erstaunt fragte ich weiter und erhielt die Antwort klipp und klar: «Nun, Freiwilligkeit ist nicht einfach etwas Gutes oder Nobles. Sie ist für eine Demokratie unerlässlich.»

«Zur echten Demokratie gehören nicht nur Gesetze, Rechte und Pflichten», fuhr sie fort. «Wenn sie lebendig sein soll, braucht es etwas, das darüber hinausgeht: ein freiwilliges Einbringen von Phantasie, Kreativität, Initiative, Einsatz- und auch Opferbereitschaft.» Dies sei überhaupt erst der Moment, wo Demokratie interessant, sogar spannend werde, nämlich wenn jemand sage: «Das müsste ich jetzt eigentlich nicht, aber ich tue es, weil es guttut, weil es notwendig ist.» – Übrigens habe ich beobachtet, dass genau das für diese Kollegin zutrifft: Sie setzt sich regelmässig mit andern freiwillig und unentgeltlich in verschiedenen Projekten ein, die ohne diese Bereitschaft gar nicht bestehen könnten – und meist geniesst sie es auch ganz offensichtlich.

Die Aktualität zeigt, dass sowohl die Rolle des Staates als auch jene des Marktes überdacht und angepasst werden müssen. Wir brauchen eine «arbeitsfreundliche Welt», und auf keinen Fall darf der Weg zu mehr Überbeschäftigung für die einen und Arbeitslosigkeit für die andern führen.

Dem einzelnen Staat sind eine Anzahl inhaltlich neue oder im heutigen Ausmass unbekannte Probleme schlicht unlösbar. Gerade im wachsenden Freiraum zwischen Markt und Staat kann sich Neues, Schöpferisches entwickeln. Freiwilligkeit, der Dienst am Nächsten, das Ehrenamt entspricht auch einer jahrhundertealten Tradition in den meisten Zivilisationen und ist, wie es unsere Kollegin so energisch ausdrückte, für jede Gesellschaftsform unerlässlich, wenn sie lebendig sein und funktionieren soll.

So würden wir uns freuen, auch von Ihren Erfahrungen im freiwilligen Bereich zu hören, und senden Ihnen unsere besten Wünsche für Ihren Einsatz, wo immer dieser geschieht.

Für das Redaktionsteam:
Marianne Spreng

Impressum

Redaktion
Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion
Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen
MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement
Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42,–
übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten
Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information, CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75, CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise
zweimonatlich

Druck
Brunner AG, Verlag·Print·PubliShop®, 6010 Kriens

Fotos
Borel, Hazell, Puig, Spreng

Titelbild: Heinz Krieg

Die CAUX-Information

berichtet über Initiativen, die

- Wunden der Geschichte heilen
- die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken
- den Einzelnen und die Familie fördern
- ethisches Engagement in Beruf und Unternehmen unterstützen
- Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben
- Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen schaffen

...freiwillig, ehrenamtlich...

Zwischen dem Staat und dem Markt – beides lebenswichtige Elemente unserer Gesellschaft – gibt es einen dritten Weg, den mehr und mehr Menschen heute entdecken: jenen des freiwilligen Einsatzes auf gesellschaftlicher, zwischenmenschlicher Ebene. Zunehmend organisieren sich Gruppen von Menschen, um in ihrem Quartier, ihrer näheren Umgebung Armut zu bekämpfen, Ungerechtigkeit zu verhüten, der Verwahrlosung vorzubeugen, Brücken zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu bauen. Eine alte, inzwischen vergessen gegangene Tradition lebt wieder auf.[1]

Zu diesen Freiwilligen zählen Ingenieure, Ärztinnen, Handwerker, höhere Beamte, Hausfrauen, Landwirte... Die verschiedensten Gesellschaftsschichten, Altersstufen, politischen Schattierungen und Denkarten sind hier vertreten. Oft scheinen sie wenig Gemeinsames zu teilen ausser der Sache, der sie sich zusammen verschrieben haben. Jedes an seinem Platz, still aber wirksam, bekämpfen sie z.B. Missstände wie die Arbeitslosigkeit.

In Frankreich hat sich eine solche Gruppe den Slogan zu eigen gemacht: «Arbeitsstellen für alle: daran glauben wir, also richten wir uns ein!» Alles begann mit dem Traum eines Pariser Polizeioffiziers, der ein altes, zerfallenes Schloss in den Pyrenäen umbauen und darin Handwerker und Künstler einquartieren wollte; diese würden Arbeit finden und gleichzeitig die Gegend für den Tourismus attraktiver machen, so dass wiederum neue Arbeitsplätze entstehen könnten. 1994 schloss er sich mit 9 andern zu einem freiwilligen Verein zusammen, der heute 250 Mitglieder zählt.

Zwar ist das Schloss noch nicht umgebaut, aber die Mitglieder wirken in allen Ecken Frankreichs als eine Art Missionare in Krisenzeiten: Hier wird mit ihrer Hilfe eine neue Tankstelle eröffnet, dort eine ambulante Reinigungsfirma gegründet; in der Berggegend werden frühpensionierten Sportlern Studienplätze bezahlt. Immer gilt das gleiche Rezept: möglichst viele Partner um eine Idee scharen, eine möglichst einfache funktionstüchtige Struktur errichten und dadurch neue Arbeitsplätze schaffen. Die freiwillige Mitarbeitertruppe will keine Wunder vollbringen, sondern, wie es der Initiant beschreibt: «Wir wollen ganz einfach die Räder schmieren.» Solche Initiativen finden sich mehr und mehr in ganz Europa. Die Begriffe «Bürgerinitiative» und «Mitwirken» werden wieder aktuell.

Etwas Nützliches tun

Nach einer kürzlichen Umfrage in drei grossen europäischen Ländern stellt ein Meinungsforschungsinstitut fest, dass zum Beispiel 61 Prozent der Franzosen mehr Zeit für freiwillige Einsätze investieren möchten. Es entsteht ein neues Demokratieverständnis, weil die Bürger heute selber zur Entwicklung beitragen und einander kennenlernen und unterstützen möchten. «Zunehmend mehr Menschen wollen mit ihrer Freizeit etwas Nützliches anfangen. Konsum und Freizeitunterhaltung erfüllen ihr Leben nicht. Sie möchten ein Teil ihrer Zeit mit andern

Freiwilliger Einsatz fördert die gute Stimmung

1) vgl. dazu das Buch des polnischen Historikers und Politikers **Bronislaw Geremek: Geschichte der Armut: Elend und Barmherzigkeit in Europa** (Artemis Verlag, München/Zürich 1988)

teilen, erklären die Leute, die sich bei uns melden», meint Florence Spitz-Ernotte vom französischen Zentrum für freiwilligen Einsatz.

Über 20 Millionen Franzosen sind Mitglieder solcher Vereine, und das Durchschnittsalter sinkt rapide. 1996 waren 27 Prozent der Mitglieder unter 25jährig. Sie wollen nicht von dieser oder jener politischen Gruppierung vereinnahmt werden, sondern konkret ihrem Nächsten nützlich sein. Es geht ihnen nicht mehr um grosse Träume von einer Neugestaltung der Welt, sondern darum, direkt auf die Umwelt einzuwirken, also um das, was Jacques Delors einmal als «nachbarliche Solidarität» beschrieb.

Der Journalist Jerôme Cordelier schliesst seinen Grundsatzartikel zum Thema «Freiwilligkeit und Solidarität» in der französischen Zeitschrift *Le Point* mit den Worten: «Fassen wir zusammen: Sowohl der Staat als auch die Marktwirtschaft sind an ihre Grenzen gestossen. So leistungsfähig sie auch sein mögen – und bleiben sollen –, sind sie doch nicht imstande, der sozialen Nachfrage gerecht zu werden. Anderseits löst sich die Arbeit quasi auf, die Freizeit nimmt zu, und in ihrer Suche nach Sinn und Betätigung schliessen sich die Menschen gleich massenweise Vereinen an, die in immer professionellerer Art die ‹neuen sozialen Akteure› ausbilden.»

Im Amerika der grossen Zahlen ist die freiwillige Sozialarbeit nichts Neues. Bereits 1995 schätzte eine Umfrage, dass 93 Millionen Freiwillige sich während durchschnittlich 4,2 Stunden in der Woche für freiwillige Einsätze zur Verfügung stellen. Eine weitere Studie ergab, dass 12- bis 14jährige, die sich wöchentlich während mindestens einer Stunde unentgeltlich einsetzen, nur halb so anfällig sind für negatives Benehmen, Drogenkonsum und Vandalismus. Auch grosse amerikanische Unternehmen ermutigen ihre Mitarbeiter, die sich in einer Freiwilligenorganisation einsetzen wollen, indem sie diesen Einsatz sogar in die Firmenstatuten aufnehmen. Die *Federal Express Corporation* zählt mit ihren 120 685 Angestellten zu den grössten Transportunternehmen der Welt. Ihr Hauptsitz in Memphis (Tennessee) hat eine grosse Schule in der Innenstadt adoptiert. Die Mehrzahl der Schüler kommt aus grossen Arbeitersiedlungen. Durch eine ganze Reihe innovativer Programme, vorgeschlagen von der Federal Express, nahm der Schulbesuch stark zu, und wesentlich mehr Abschlussschüler meldeten sich für die Universität. Die Mitarbeiter von Fed Ex können bis zu acht Stunden «Entlastungszeit» pro Monat für das freiwillige Mitwirken in solchen Erziehungsprogrammen beanspruchen.

Warum eigentlich?

Unsere Kollegen von der Zeitschrift *FOR A CHANGE* berichten in ihrer Dezember/Januar-Ausgabe über diesen ganzen Sektor der Freiwilligenarbeit in Grossbritannien und stellen die Frage: «Warum tun sie es eigentlich?» Der Fächer der Antworten auf diese Frage ist bunt und enorm weitgespannt. Die Vorsitzende einer kürzlich gegründeten Organisation, welche Asylsuchende während der Zeit begleitet, in der sie auf den Regierungsentscheid über Asylgewährung oder Ausweisung warten, hat neuerdings auch Begleit- und Beratungsbesuche bei Angehörigen von Verstorbenen aufgenommen, seit sie ihren zehnjährigen Einsatz als Sekretärin einer Drittweltladenkette beendet hat. Es bleibe ihr immer noch Zeit für einen halben Tag Tennis, meint sie schmunzelnd. Auf die Frage, warum sie es tue, meint sie: «Frauen in meinem Alter haben Jahre eingesetzt, um ihre Kinder grosszuziehen, und plötzlich sind wir nicht mehr gefragt. Darauf entdeckte ich zum Beispiel, dass da ganz in unserer Nähe 150 Asylsuchende in Untersuchungshaft waren, viele genau im Alter meiner Kinder – verlorene, verunsicherte junge Menschen. Ich musste gewissermassen meine Rolle als Mutter weiterspielen.» Übrigens sei es faszinierend, mehr über die Herkunftsländer der Asylsuchenden zu erfahren, und die Zusammenarbeit mit andern Freiwilligen sei höchst erfreulich. Daneben gebe es aber auch belastende Tage. «So ist es zum Beispiel sehr deprimierend, wenn jemand, den man ein Jahr lang wöchentlich besucht und kennengelernt hat, plötzlich ausgewiesen wird.»

Nachdem «von oben nach unten» lancierte Massnahmen oft dazu geführt haben, dass sich die Leute je länger, desto weniger mit der sie umgebenden Gemeinschaft identifizieren, ist es eindeutig, dass diese freiwilligen Aktivitäten die Gemeinschaft von unten nach oben zu beleben und zu stärken vermögen.

Marianne Spreng

Im

Jeden Dienstag habe ich ein mulmiges Gefühl im Magen, wenn ich beim Frühstück sitze. Was wird mich heute im Sprechzimmer erwarten? Wer wird kommen? Mit welchen Problemen werde ich konfrontiert?

Dienstag ist meine wöchentliche Sprechstunde im Beratungs- und Begegnungszentrum unserer Stadt.

In diesem Zentrum werden Flüchtlinge in allen wichtigen Fragen ihres Flüchtlingsalltags beraten, z. B. in Rechtsfragen ihres Asylantrags, bei Wohnungs- und Arbeitssuche, bei Fragen bikultureller Ehen, bei Aus- und Weiterwanderung. In mehr als 20 Sprachkursen können Flüchtlinge die deutsche Sprache lernen und dabei eine sie tragende Gemeinschaft und persönliche Zuwendung erleben.

Meine Aufgabe besteht darin, Arbeitsplätze für Flüchtlinge zu finden. Bei über 4 Millionen Arbeitslosen in unserem Land ist das keine leichte Aufgabe! Zunächst stelle ich fest, welchen Beruf der Flüchtling gelernt und ausgeübt hat. Das führt aber nicht weit, weil z. B. ein Schreiner in Deutschland mit komplizierten Maschinen umgehen können muss, während der Schreiner in Afrika vielleicht diese Maschinen nicht kennt, dafür aber ein Haus mit eigenen Händen bauen kann, was wiederum hier nicht gefragt ist. Wichtig ist darum, das Talentprofil zu erstellen, d.h. herauszufinden, welche Fähigkeiten der Flüchtling besitzt und in welcher Tätigkeit sie am besten eingesetzt werden können. Es wird immer schwieriger, Arbeitsplätze für Flüchtlinge zu finden. Die Gesetze werden restriktiver. Nur durch enge Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt und vielen Firmen und durch eine gute Kenntnis des Marktes ist es möglich, die eine oder andere Stelle ausfindig zu machen.

Keine Lobby

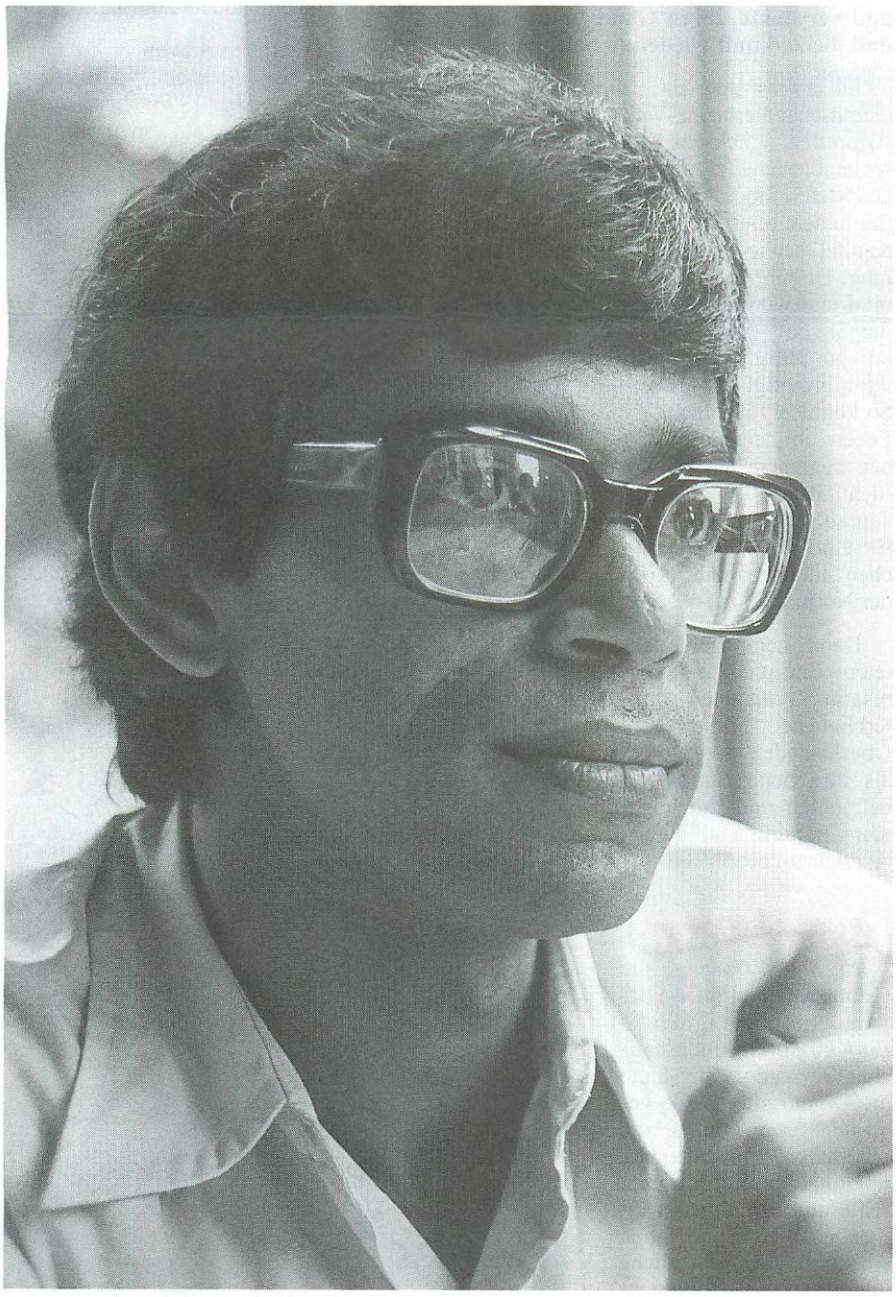
Ist das ein Ehrenamt: sich für Flüchtlinge einsetzen? Es bringt auf jeden Fall keine Ehren. Die Flüchtlinge sind die Ärmsten in unserem Land. Sie haben keine Lobby. Wer muss schon mit 820 Mark im Monat auskommen in einem Wohlstandsland? Mit Ehren kann man also nicht rechnen, aber mit Dank! Immer wieder bin ich überwältigt von der Herzlichkeit und Dankbarkeit vieler Flüchtlinge. Sie schauen einfach bei Gelegenheit vorbei und sagen uns, wie gut es ihnen jetzt geht, seit sie Arbeit haben.

Ehrenamt für Flüchtlinge

Manchmal sitzen wir jedoch wie erschlagen bei unserem wöchentlichen Mitarbeitermittagessen, erschlagen von dem vielen Leid, das Menschen auf der Flucht, aber auch durch die Verhältnisse in unserem Land erdulden müssen. Ein Afrikaner wird zum Beispiel bei der Wohnungssuche zum drittenmal wegen seiner schwarzen Hautfarbe abgewiesen. Das verletzt einen Menschen tief und ist auch schwer zu heilen.

Vom Pfarrer zum Sozialarbeiter

Ich habe mir diese Arbeit nicht eigentlich selber ausgesucht. Als ich als Pfarrer in den Ruhestand entlassen wurde, betonte der Dekan in seiner Ansprache, dass er mich nicht in einen «Ruhe-Stand» verabschiede, sondern in einen dritten Lebensabschnitt aussende mit der Aufgabe, mitzuhelfen beim Aufbau einer «Kirche für die Stadt». Dabei fielen mir die vielen Flüchtlinge in den Strassen unserer Stadt auf. Wer setzt sich für sie ein? fragte ich mich. Wer ist ihr Beistand, wenn sie in Not und Bedrängnis kommen? Meine Fragen führten mich direkt in das Beratungs- und Begegnungszentrum und in den Kreis der zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Vierzig Jahre war ich Pfarrer gewesen und musste jetzt Aufgaben eines Sozialarbeiters erfüllen. Ich musste Gesetze und Verordnungen studieren, mit den Behörden zusammenarbeiten. Ich musste die politische, wirtschaftliche und soziale Situation in den Herkunftsländern der Flüchtlinge kennenlernen, um sie beraten und verstehen zu können.



... ein Mensch voller Hoffnung und Erwartung

Eine grosse Hilfe dabei war mir die Teilnahme an den Konferenzen in Caux. Dort traf ich Politiker, manchmal im Exil, die an der Befriedung und Versöhnung in ihrem Land arbeiteten. Sie wollen die Fluchtursachen beheben. Von ihnen erhielt ich wertvolle Informationen und Ratschläge, was wir Flüchtlingen vermitteln sollten in der Zeit ihres Aufenthaltes, was ihnen hilft, später beim Aufbau ihres Landes erfolgreich mitzuarbeiten.

Immer wieder bleiben meine Bemühungen ohne Erfolg, und es ist schwer, dies einem Menschen zu vermitteln, der voller Hoffnung und Erwartung zu mir kommt. Es bleibt mir dann nur das einfühlende, verständnisvolle Gespräch, das mein Gegenüber spüren lässt: Ich bin nicht allein. Da ist einer, der an meiner Seite bleibt. Dafür bedankt er sich mit einem festen Händedruck oder einer Umarmung.

Ehrenamtliche Tätigkeit bringt zwar keinen materiellen Nutzen, aber eine grosse menschliche Bereicherung. Die Flüchtlinge, die zu mir kommen, sind arm und mittellos, aber sie bringen – zunächst unerkennbar – eine hohe Kultur in unser Land. Wenn wir sie einladen, eine Mahlzeit für unsere Mitarbeiterrunde zu kochen, erleben wir es. Oder wenn wir in Gesprächen erfahren, welch hohe Kultur des Zusammenlebens sie pflegen; da kann man nur neidisch werden! Als ich wieder einmal einen Flüchtling auf den nächsten Dienstag vertrösten musste, sagte ich ihm beim Abschied: «Wenn wir auch heute nichts erreichen konnten, danke ich Ihnen doch für das Gespräch, bei dem ich viel gelernt habe. Sie bringen uns Werte, die uns vergessen zu gehen drohen.» Mit einem glücklichen Strahlen über das ganze Gesicht bedankte und verabschiedete er sich.

Martin Eckart Fuchs

Leserbrief

Zum Beitrag «Und was werden Sie unternehmen?» (über Ilse Neumeister) in der Nr. 11–12/97 erreicht uns aus Erfurt folgende Zuschrift:

...Ich habe den journalistisch gut geschriebenen Beitrag von Rosemary Thwaites gelesen. Leider haben sich darin mehrere Fehler eingeschlichen:

- Frau Neumeister erhielt *auch* das Bundesverdienstkreuz dafür, dass sie im Auftrag der Bundeswehr in einer Untersuchungskommission tätig war, die ehemalige NVA-Offiziere auf ihre Bundeswehrtauglichkeit überprüft bezw. aussortiert hat. Wir haben uns alle gewundert, dass die Friedensgebete nicht gewürdigt wurden.
- Weiter gab es in der DDR nur *Arbeiter und Angestellte;* so konnte Frau Neumeisters Ehemann auch kein Beamter sein. Die Gehälter waren in der DDR generell klein und lagen zwischen 400 und 800 Mark.
- In Erfurt gibt es keinen *Marktplatz.* Der Erfurter Marktplatz heisst Anger. Der Platz vor dem Dom heisst Domplatz (siehe Fotolegende; im Text war die Bezeichnung falsch, die Red.).

Ute Hinkeldein

(Frau Hinkeldein gehört zu Ilse Neumeisters Gefährtinnen der ersten Stunde)

Richtigstellung

Auf Seite 16 der vorhergehenden Ausgabe (11–12/97) figuriert, wie Sie vielleicht selbst bemerkt haben, im letzten Abschnitt des Sommerkonferenz-Programms ein **Datumsfehler.** Richtig muss es heissen:

Dienstag, 18. (nicht 8.!) **August, 17 Uhr – Sonntag, 23. August, 14 Uhr**
Ziele und Werte für das nächste Jahrhundert – ein Gespräch

- Die spirituelle Dimension des Kampfes gegen die Korruption
- Der Vergiftung des Geistes und der zunehmenden Umweltverschmutzung entgegenwirken
- Die Rolle der grossen Glaubensrichtungen beim Aufbau der multiethnischen, multireligiösen Gemeinschaft von morgen

Das vollständige Programm der Konferenzen ist erhältlich bei:
MRA Konferenzsekretariat, Case postale 3, CH-1211 Genève 20 (Schweiz)
Tel: +41 - (0)22 - 733 09 20
Fax: +41 - (0)22 - 733 02 67

Ein Nachbeben

Das schwerste Erdbeben, das Indien je gekannt hatte, zerstörte am 30. September 1993 die Lebensgrundlage Tausender von Familien im Teilstaat Maharashtra. Anfänglich konnten die Frauen in den 32 betroffenen Dörfern nicht verstehen, warum dies ihnen geschehen war, und sie fühlten, sie hätten keinen Lebenszweck mehr. Hier schaltete sich die Juristin Neelam Gorhe mit ihrer Organisation *Stree Adhar Kendra* (Zentrum für Frauenhilfe) ein, indem sie sich das Leid der Frauen anhörte und versuchte, ihren Glauben an Gott und die Zukunft wieder zu beleben.

Es erwies sich, dass die Fisch- und Gemüsehändlerinnen, Verkäuferinnen von Armreifen, Flickschusterinnen und Besenhändlerinnen zu den Meistbetroffenen gehörten. Frauen, die ihre Familien verloren hatten, aber Land besassen, erhielten Kapital sowie landwirtschaftliche Schulung. Die übrigen erhielten ebenfalls Kapital und wurden auf die rechtlichen Bedingungen hingewiesen, um zu selbständigem Erwerb ermutigt zu werden. So konnten 150 Frauen ihr Leben im eigenen Dorf neu beginnen, anstatt ihre Identität und Unabhängigkeit zu verlieren, was sonst für eine Witwe im ländlichen Indien immer noch der Normalfall ist.

Dank dem zielgerichteten Einsatz der Organisation begannen hinterbliebene Frauen die Überlebenden ihres Dorfes als ihre neue Familie zu betrachten und ihre eigenen Stärken und Kraftreserven zu entdecken.

Politisches Novum

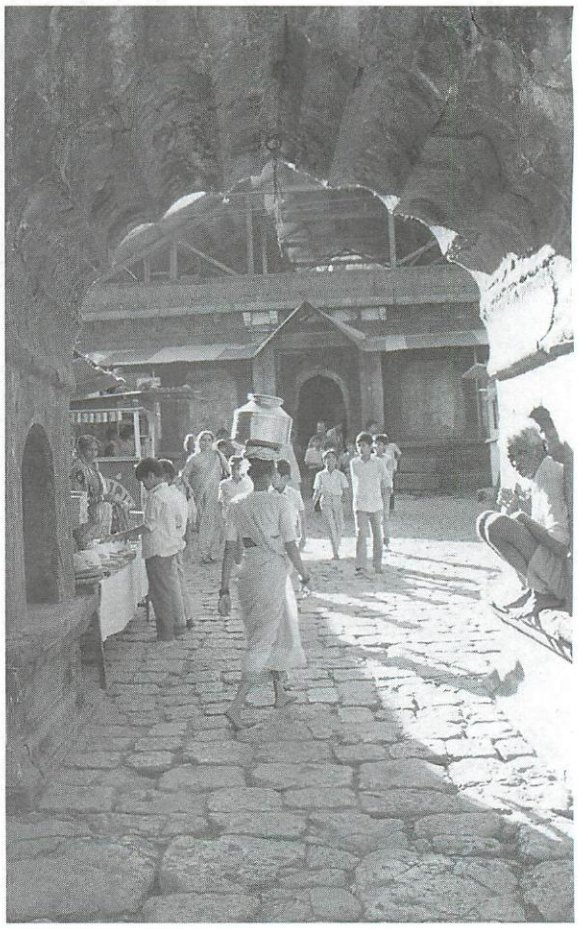
Neelam Gorhe, die Gründerin und Leiterin der *Stree Adhar Kendra (SAK),* ist ein menschlicher Dynamo. Sie hatte die Organisation 1986 gegründet, um Frauen, die innerhalb der Familie Gewalt ausgesetzt waren, Hilfe und Schutzmassnahmen zu bieten und ihnen Auskunft über gesetzliche und gesundheitliche Rechte zu liefern.

Eine Woche nach dem Erdbeben bat die SAK den damaligen Chefminister von Maharasthra, Sharad Pawar, es zu ermöglichen, dass neu erbaute Häuser als Besitz beider Ehegatten gelten könnten – ein Novum in der indischen Geschichte.

Dies war der Beginn politischer Änderungen auf Regierungsebene und gipfelte darin, dass in der Gesetzgebenden Versammlung von Maharashtra den Frauen eine Anzahl Sitze gesichert wurden. Diese Politik liegt nun den Parlamentsdebatten über Frauenmandate zugrunde.

Neelam Gorhe vertrat auch ihre Organisation an der Weltfrauenkonferenz in Peking im September 1996. Hier hatte die SAK Gelegenheit, auf internationaler Ebene ihre Erfahrung davon weiterzugeben, wie Frauen angesichts menschlicher Tragödie mit neuem Mut und neuer Kraft ausgestattet werden können.

Jyoti Kanetkar



Indische Strassenszene

Begegnung um sechs

Colin Terry kann auf die Stunde genau sagen, wann die Neuorientierung seines Lebens begann. Es war 1994 an einem Augustabend; er sass auf seinem Sofa daheim in Kent und schaute sich die Sechs-Uhr-Nachrichten im Fernsehen an. Die IRA hatte eben die erste Feuerpause angesagt. Eine irische Friedensfrau, deren Sohn in einem Bombenanschlag der IRA ums Leben gekommen war, wurde interviewt.

Die Tochter führt den Laden

Sie beschrieb, wie sie ins Krankenhaus kam, gerade noch bevor ihr Sohn seinen Verletzungen erlag. «Als er starb», erinnert sich Terry, «begann sie zu beten.» – «Wie können Sie zu Gott beten?» fragte eine der Krankenschwestern. «Wenn es wirklich einen Gott gäbe, hätte er so etwas nicht zugelassen.» Die Antwort der Mutter erschütterte mich zutiefst: «Man kann Gott nicht die Schuld zuschieben. Er hat uns einen eigenen freien Willen gelassen, und wir entscheiden bewusst, einander solches anzutun.»

Während zweier Wochen wagte Terry niemandem zu sagen, was in ihm vorging. «Ich dachte, vielleicht hätte ich endgültig durchgedreht. Ich arbeitete auf dem Bau und sagte mir, sie würden mich alle auslachen, wenn einer darauf käme, dass ich ‹religiös geworden› sei.» Er merkte, dass er unbewusst zu fluchen aufgehört hatte. Und er begann sich um andere zu kümmern. «Das hatte ich früher nie getan.»

Es verging ein ganzer Monat, bevor er den Mut fand, seiner Frau Carol zu sagen, was in ihm vorging. Sie hatte keine Ahnung. «Zu meiner grossen Erleichterung kriegte sie keinen Lachanfall und machte sich auch nicht über mich lustig.»

Beinahe drei Monate lang hatte er das Gefühl, jemand gehe neben ihm her, «jemand, der mich fast fühlbar auf einen neuen Weg leitete und mich sanft wieder zurückbrachte, wenn ich davon abkam». Er hatte kein Bedürfnis, nach der Bibel zu greifen oder in eine Kirche zu gehen, aber er wusste, dass er sein kleines Bauunternehmen als Dachdecker verkaufen sollte, um sich vom «konstanten Drang nach materiellen Besitztümern» zu befreien und Gott besser zur Verfügung zu stehen.

Nach einiger Zeit flaute das Hochgefühl ab. «Ich merkte, dass Christus auch etwas von einem erwartet, wenn man ihm sein Leben gibt. Die wunderbare Liebesbeziehung musste zu Taten führen.» Er verschlang seine Bibel (denn jetzt brauchte er sie) und begann regelmässig die Gottesdienste in der Kathedrale von Rochester zu besuchen, wo er auch Ausrichtung für sein Leben erhielt. Die erste «Arbeit» bestand darin, sich bei seiner Mutter für die Grausamkeiten zu entschuldigen, die er ihr und dem Stiefvater als Jugendlicher gesagt und zugefügt hatte. Auch in seiner eigenen Familie ereignete sich viel Neues, indem «Gott den Schutt wegräumte», wie er es nennt.

Praktisch werden

Die «Arbeit» für Gott bedeutete auch Einsätze beim Reinigen von Büros, als Gehilfe auf einem Bauernhof und als Lastwagenfahrer – während er gleichzeitig ein dreijähriges Abendstudium als anglikanischer Laienprediger absolvierte und gespannt war, wo Gott ihn als nächstes hinführen würde.

Colin Terry

Im Laufe des vergangenen Jahres begann er mit dem Versand von Hilfsgütern nach Osteuropa, nachdem der Bischof in einem Gottesdienst die Not beschrieben hatte, die er bei einem Besuch in der bosnischen Stadt Banja Luka vorgefunden hatte. Terry rief die Gemeinde auf, Nahrungsmittel, Kleider und anderes zu spenden. Dies führte später zu einem vollzeitlichen Einsatz mit einer karitativen Organisation, die Projekte in Bosnien, Kroatien und Serbien unterstützt. Terrys Frau arbeitet heute als Sekretärin der Organisation, und die Tochter führt den Laden des Hilfswerks.

«Oft habe ich den Eindruck, Gott habe den falschen Kunden erwischt», meint er. «Oft fühle ich mich hilflos und unzulänglich, aber ich weiss auch, dass wir nur dann, wenn wir Gott vertrauen und ihn durch uns wirken lassen, das schaffen, was er uns aufgetragen hat.»

Paul Williams

Eine Ruanderin in Polen

Ein Lächeln huscht über das Gesicht der 29jährigen Laurence, einer Ruanderin, während sie mit einem Spezialkamm durch das dichte Kraushaar ihrer fünfjährigen Tochter fährt. Dorine besucht die Kleinkinderschule, und es ist ein allmorgendlicher Kampf, sie dazu zu bringen, ihre Milch zu trinken und die verhassten Schuhe anzuziehen. «Aber Mama, ich mag keine Margarine! Und eine meiner Freundinnen hat gesagt, ich sei ein ‹Sambo›.» «Du bist kein Sambo, du bist Ruanderin», sagt Laurence.

Fast täglich dieselbe Szene. Doch sie sind weit weg von ihrer Heimat; seit über einem Jahr wohnen Laurence und ihre Tochter in Polen.

«Wo ist denn dein Papa, Dorine?»

«Er ist bei Jesus.»

Dorines Vater war ein Tutsi. Laurence sah ihn zum letzten Mal vor der Mordnacht, als er sie anflehte, mit dem Kind zu fliehen. Er blieb und kam um. Wären sie zusammen geflohen, so wären sie zusammen umgebracht worden. Der Vater wusste, dass er sein Leben opferte, um seinen fünfmonatigen Säugling zu retten – ohne Garantie, dass seine Frau, eine Hutu, und die kleine Dorine überleben würden.

Mit dem Kind auf dem Rücken und einem Koffer auf dem Kopf machte sich Laurence auf den Weg in Richtung Butare, wo sie Englisch studiert hatte. Die grossen Blätter der Bananenbäume verbargen die Flüchtenden. Sie beherzigte den letzten Ratschlag ihres Gatten und verbrannte alle ihre Ausweispapiere, um ihr Tutsi-Kind zu retten. Aber sie konnte die Angst nicht abschütteln, die ihr den Hals zuschnürte und ihre Knie weich werden liess. «Ich hatte das Gefühl, keinen weiteren Schritt tun zu können; ich musste mich zwingen, dranzubleiben. Das Baby war so schwer – aber sie ist mein Ein und Alles.»

Nach mehrtägigem Fussmarsch erreichte Laura die «Türkis»-Zone, ein gesichertes Gebiet für Hutus, und fand zu einem Flüchtlingslager. Es gab fast nichts zu essen, und Zwieback reicht nicht aus, um den Nährwert der Milch zu ersetzen, die ein Baby benötigt. Mit der Zeit wurde Laurence so schwach, dass sie sich unter einen Baum legte und sich aufs Sterben gefasst machte. Dies erschien ihr als eine Art Erlösung, als ein Ende des ungerechten Leidens. Gerade als sie das Bewusstsein verlieren wollte, fühlte sie eine Hand auf ihrem Arm.

«Laurence, ich kenne dich. Keine Sorge – ich bringe dir zu essen. Ich arbeite im Versorgungsdienst des Lagers.» Es war einer ihrer ehemaligen Trauzeugen.

50 m² Wohnraum für fünf Personen

In Kigali

Sobald Laurence wieder bei Kräften war, machte sie sich wieder auf den Weg, diesmal in Richtung Hauptstadt; dort wohnte eine ihrer Schwestern. Allerdings hatte Laurence keine Ahnung, ob das Haus bewohnt war, und wenn ja, von wem.

Gleichwohl setzte sie die lange Reise fort, angespornt von ihrem Gefühl der Hoffnung. Nochmals winkte ihr das Glück: Ein Auto nahm sie bis ins Stadtzentrum von Kigali mit. Das Haus ihrer Schwester war von Soldaten besetzt. Ihr blieb nichts anderes übrig, als um eine Bleibe und ein Stück trockenes Brot zu betteln: «Diese Schande, betteln zu müssen! Vor dem Krieg lachten wir jeweils die Bettler und Flüchtlinge aus, die bei uns anklopften. Wer hätte je geglaubt, dass wir eines Tages in ihren Schuhen stecken könnten?» sagt sie.

Und dann zeigte sich das Schicksal nochmals gnädig. Jemand sagte, dass polnische Missionare eine Sekretärin mit Computerkenntnissen suchten. Laurence bekam die Stelle. Die Soldaten verliessen das Haus, und wieder konnte sie mehr oder weniger normal leben. In jener Zeit kam ein zairischer Priester, der in der polnischen Mission arbeitete, aus Brüssel zurück, wo er Journalismus studierte. Laurence äusserte ihren Wunsch, zu studieren, wo und wie wisse sie nicht. Pater Theodor erwiderte: «Ich kenne eine junge polnische Journalistin, die mit mir zusammen in Belgien studiert hat. Sie wird Ihnen helfen. Sie heisst Lilla.»

Büro im Keller

Im Juni 1996 erhielt ich einen Anruf aus dem Sekretariat der Pallottiner-Mission in Warschau: «Ich bin Bruder Marek. Ich möchte Sie treffen; ich habe eine Überraschung für Sie.» Die Überraschung sass mit ihm an einem Tisch in einem kleinen Restaurant im Stadtzentrum. Er übergab mir einen Brief von Pater Theodor: «Lilla, ich habe Dir Laurence und Dorine geschickt. Laurence muss einen Studienplatz finden und braucht Hilfe, um sich in Polen einzuleben. Ich weiss, Du schaffst das.» Mein Erstaunen verwandelte sich rasch in Bejahung. «Gott, wenn du wirklich dies von mir erwartest, gebe ich gescheiter mein Bestes dafür!»

Als erstes nahm ich die beiden Ruanderinnen mit nach Hause. Meine Eltern waren wunderbar offen für die Idee. Das Problem war einzig, dass unser Haus nach kommunistischer Norm gebaut war: 50 m² für drei Personen und bloss zwei Schlafzimmer.

Wir mussten sie irgendwo einquartieren. Mehrmals versuchten wir erfolglos, in der Nachbarschaft ein leerstehendes Zimmer auszumachen. Überall stiess unsere überbordende Hilfsbereitschaft auf Feindseligkeit und Unglauben. Nach einigen Tagen sagte mein Vater energisch: «Lilla, wir können ihnen mein Studierzimmer im obern Stock geben. Ich räume meine Papiere in den Keller.» Zuerst reagierte ich mit einem kategorischen Nein. Dann stellte sich Mutter hinter ihn, und ich liess mich überzeugen.

Dies war der Start einer neuen, fünfköpfigen Familie. Laurence ging zur Universität, Dorine in die Kleinkinderschule. Eine Menge neuer Sorgen und neuer Freudenquellen. Eine Menge Gelegenheiten, eine andere Mentalität und eine andere Kultur kennenzulernen. Der Kampf für ein Stipendium und ein Einzelzimmer auf dem Campus, die erst im zweiten Semester vergeben wurden. Lernerfahrungen im Stadtverkehr und mit Mikrowellen. Polnischstunden in der Küche und lange Gespräche, um zu versuchen, die Qual der ständig wiederkehrenden Kriegsträume etwas zu lindern.

Eben kam ein Brief von Pater Theodor: «Lilla, ich bin sicher, bei Euch geht alles gut. Danke Deinen Eltern!»

Lilla Danilecka, Warschau

Diplomat unter Höhlenbewohnern

Wer sich unversehens in der Nanking-Strasse in Schanghai befände, dem könnte man es nicht verübeln, wenn er sich in Paris oder New York glaubte. Wohlstand und grössere persönliche Freiheit wird allmählich für Millionen von Chinesen normal. Doch damit hat sich auch grössere Korruption, Verbrechertum und das, was ein junger Chinese «die Geldtollheit meiner Generation» nennt, eingestellt.

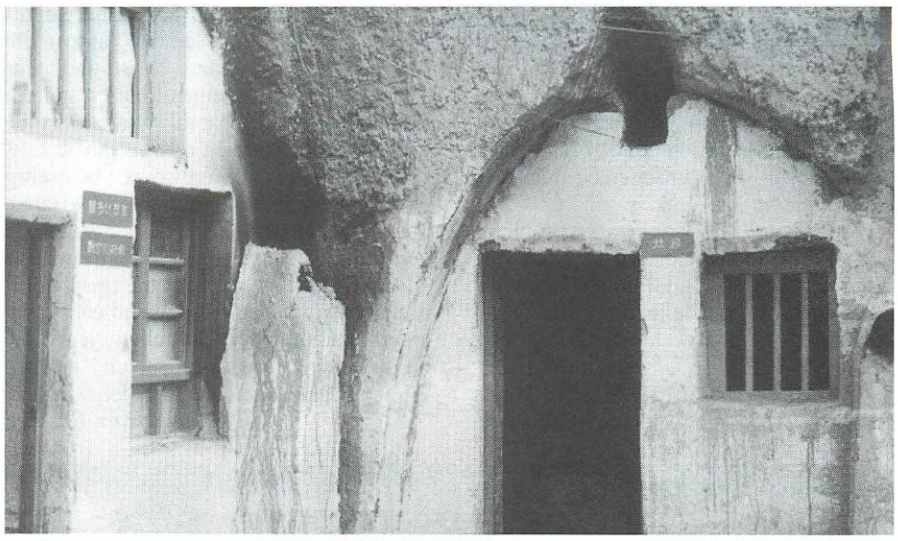
China geht diese Probleme von mehreren Seiten an. Es gibt jetzt ein obligatorisches Programm für moralische Erziehung auf allen Schulstufen bis hinauf zur Universität sowie in Unternehmen, Fabriken und auf Gemeindeebene. Es werden persönliche und staatsbürgerliche Werte gelehrt, und für «musterhafte» Einzelne, Fabriken und Wohnquartiere wird viel Reklame gemacht. Einige betrachten dies als List zur Kontrolle durch die kommunistische Partei. Wie dem auch sei, es besteht zweifellos eine zunehmende Betroffenheit über den Schwund überlieferter Werte.

Obschon karitative Arbeit, wie sie im Westen verstanden wird, hier wenig Tradition hat, muntert die Regierung dazu auf, weil sie den Menschen helfe, sich ins Leben jener einzufühlen, die vom Schicksal weniger begünstigt sind.

In den letzten fünf Jahren wurde eine Reihe gemeinnütziger Werke gegründet, die sich mit der Schulung benachteiligter Kinder, der Anleitung junger Unternehmer aus Armutsgebieten zur Firmengründung und der Hilfeleistung bei Katastrophen befassen. 1995 wurden Ministerien, Nichtregierungs- und andere Organisationen von der Regierung dazu aufgefordert, bestimmte Armutsgebiete zu «adoptieren». Die «Chinesische Vereinigung für internationale Verständigung» (CAFIU), die internationalen Austausch auf akademischer, politischer und anderer Ebene organisiert sowie langfristige Politik erforscht, war eine von 200 Organisationen, die dem Aufruf folgten. Sie adoptierte den Bezirk Binxian in der Provinz Sha'angxi, drei Autostunden von Xian entfernt.

Ungewöhnlicher Auftrag

Cui Jian-jun ist Vorstandsmitglied der CAFIU und ehemaliger Erster chinesischer Botschaftssekretär in London. Mit seiner Intelligenz und seinem Charme fällt ihm der Umgang mit politischen Grössen leicht. Seine Ehefrau, Ling Feng, gilt international als Sachverständige der operativen Strahlenneurologie; sie bereist die Welt, um zu operieren und Vorlesungen zu halten. Daher war ich nicht wenig überrascht, als er mir schrieb, er werde als Teil der ersten CAFIU-Einsatzgruppe ein Jahr in Binxian verbringen. Binxian liegt auf einem Hochplateau mit wenig Niederschlag und einem tiefen Grundwasserspiegel (durchschnittlich 100 Meter unter der Erde). Die Temperaturen liegen zwischen –22 und +40°C. 1995 erlitt jene Gegend eine schwere Dürre. Die Bevölkerung von 300 000 besteht zu neunzig Prozent aus Bauern, und etwa dreitausend Familien leben immer noch in einräumigen, aus der Felswand herausgemeisselten Höhlenbehausungen.



Zwei typische Höhlenwohnungen

Bei ihrem Eintreffen stellten die CAFIU-Leute fest, dass die Ortsbewohner sie im besten Gasthaus untergebracht hatten. Sie beschlossen, ihre Unterkunft in ihr Zweizimmer-Büro zu verlegen, «damit die Einheimischen uns unbefangen aufsuchen konnten». Sie verbrachten einige Wochen im Gespräch mit den Menschen, um abschätzen zu können, wie sie am besten helfen könnten. Sie legten drei Gebiete fest: Erziehung, Wasser- und Gesundheitsversorgung.

Die Schulen hatten weder Elektrizität, noch Hocker oder Tische. «Wie konnten also die Lehrpersonen normal unterrichten?» fragt Jian-jun. «Der Arbeitsgeist war nicht vorhanden.»

Die Gruppe beschloss, mit einem persönlichen Beitrag den Anfang zu machen, da Backsteine und Baumaterial vor Ort erhältlich waren. «Wir sandten eine Botschaft an die CAFIU in Beijing zurück, und viele Kollegen spendeten einen Betrag. Mit diesem Geld möblierten wir eine Schule. Dies bewies den Lehrern und Dorfbewohnern, dass wir tatsächlich gekommen waren, um zu helfen, und dass wir die alten Schulen zusammen wieder aufbauen und den Kindern Hoffnung geben konnten.» Bis jetzt haben sie fünf Primarschulen wieder erstellt.

Persönliches Engagement

Eines Tages fragte Jian-jun die Lehrer, ob es Kinder gebe, die zu arm seien, um zur Schule zu kommen (Schulbildung in China ist gratis, aber die Familie muss für die Transportkosten und Schulbücher aufkommen). Die Lehrer erwähnten einen besonders gescheiten Jungen, den sie ein Jahr lang aus ihrem eigenen magern Salär unterstützt hatten. Jian-jun bat darum, die Familie des Jungen zu treffen. Unmöglich, hiess es, denn die Familie lebe mehrere Marschstunden entfernt in den Bergen.

«Ich sagte, egal wie weit es sei, ich müsse hin. Also nahmen sie mich mit. Der Junge war sehr schüchtern. Ich fragte, ob er gerne wieder in seine Schule ginge. ‹Ja, natürlich›, entgegnete er. ‹Aber nun besorge ich zu Hause das Vieh. Mein Vater braucht mich.›» Jian-jun anerbot sich, die Spesen des Jungen zu überneh-

men, und der Vater war einverstanden. Seither unterstützt Jian-jun drei weitere Kinder.

Die CAFIU eröffnete einen Stipendienfonds, der für die 50 US-Dollar aufkommt, welche ein Kind für sechs Jahre Grundschule benötigt. Bis jetzt kamen 1000 Stipendien zusammen. Die Eltern müssen die Kosten für das erste Jahr übernehmen zum Beweis dafür, dass sie ihr Kind schulen lassen wollen. Nachher wird das Geld jeweils zu Semesterbeginn ausbezahlt. Jian-jun ist stolz darauf, dass sich dank der vielen weltweiten Verbindungen der CAFIU auch Einzelne und Organisationen in Australien, Amerika, Grossbritannien und Frankreich beteiligen.

«...einen Haufen gelernt»

Ling Feng, seine Ehefrau, nutzte ihren jährlichen Urlaub, um Binxian mit einem Ärzteteam zu besuchen. Sie arbeiteten im Bezirksspital und besuchten die Berggegend, um den ärmsten Bewohnern ärztlichen Rat und Medikamente zu bringen. Abends veranstalteten sie Kurse für ortsansässige Ärzte und Krankenschwestern. Später führte die CAFIU zusätzliche Kurse in Beijing durch und organisierte Spenden von medizinischer Grundausrüstung aus dem Ausland.

Die Lösung des Trinkwasserproblems wird einige Zeit beanspruchen, obwohl mit mehreren kleinen Pumpanlagen ein Anfang gesetzt wurde. Nun werden Organisationen mit entsprechender Sachkenntnis gesucht. Einige Unternehmen haben sich bereit erklärt, in der Gegend kleine Fabriken zu erstellen, um Schulung und Arbeit zu vermitteln. Jian-jun betont, das Engagement der CAFIU für Binxian sei langfristig, indem sich alljährlich ein neuer Mitarbeiterstab im Bezirk niederlasse.

Während der Sommerferien kam Jianjuns Teenager-Sohn zu ihm nach Binxian. Er sei, so der Vater, typisch für jene jungen Chinesen, die mit einer guten Schulbildung und einem Lebensstil aufwüchsen, wie sie frühere Generationen nie gekannt hätten. «Ohne zu wissen, wie hart das Leben war, reiste er allein im Zug an und war sehr angetan von der Landschaft und den Leuten», sagt Jianjun. «Aber in ihr tägliches Leben einzusteigen war eine Sache für sich. Sogar das Essen war so anders!

Er sagte nichts Gutes, lehnte sich aber auch nicht auf. Er half bei der Bekämpfung der Trockenheit. Er begleitete mich beim Aussendienst und traf dabei die sehr armen Jugendlichen. Ich liess ihn seine eigenen Überlegungen anstellen.»

Daheim in Peking fragte er dann seinen Sohn, was er fühle. «Keiner meiner Schulfreunde hat so etwas erlebt», antwortete er. Später fügte er hinzu: «Mehr und mehr sehe ich, dass ich einen Haufen gelernt habe. Ich werde darauf zurückschauen und froh sein, weil ich mehr verstehe.»

«Freiwilliger Einsatz ist beidseitig nützlich», kommentiert Jian-jun. «Haben die Leute einmal Geld, so vergessen sie jene, die keines haben. Eine freiwillige Tätigkeit hilft ihnen, sich zu fragen, wofür sie Geld verdienen. Was mich betrifft, hat mich die moralische Einstellung jener, die in so bitterer Armut leben, viel gelehrt. Meine Seele ist geläutert worden.»

James Hore-Ruthven

Binxian: Temperaturen von –22 bis +40°C

Aktion

Die Verschuldung in der südlichen Hemisphäre will kein Ende nehmen. Das Problem steht auf der Traktandenliste für die diesjährige Tagung der Regierungschefs der G8-Staaten in Birmingham. Geldmarktpolitik und Entwicklungspolitik erscheinen als beinahe unversöhnliche Gegensätze. Neues Denken und Handeln ist gefragt. Eine freiwillige Aktion unter dem Namen *Jubilee 2000* zum Schuldenerlass für die ärmsten Länder gewinnt daher immer mehr an Interesse.

Ursprünglich von zwei Briten gegründet, erhielt diese Aktion im vergangenen Herbst die Form einer Koalition. Hilfswerke, Gewerkschaften, Frauenorganisationen und Kirchen, die gesamthaft acht Millionen Menschen vertreten, wollen erreichen, dass den ärmsten Staaten der Welt ihre Schulden aufs Jahr 2000 erlassen werden.

Gegner dieser Kampagne meinen, der Schuldenerlass würde korrupte Regime oder Diktatoren zu leicht aus der Pflicht entlassen und die Geberländer eines Druckmittels entledigen. Als Initiator von *Jubilee 2000* weiss Martin Dent aber persönlich, wovon er spricht. Während neun Jahren war er Distriktverwalter in Nigeria. Als beliebter, erfolgreicher Beamter wurde er unlängst, Jahre nach seiner Abreise, zum Ehrenhäuptling jenes Distrikts ernannt. Die Auslandverschuldung Nigerias vervierfachte sich zwischen 1980 und 1996 und entspricht heute dem Bruttosozialprodukt des Landes.

Malawi, wo Dents Mitgründer Bill Peters 1980–83 als Hochkommissar diente, hat heute eine Zinsenlast zu tragen, die dem vierfachen Jahresexportertrag entspricht. In seinen drei Dienstjahren erlebte Peters, wie sich die Wirtschaftsentwicklung ins Negative kehrte, weil die Darlehenszinsen so sehr in die Höhe kletterten. Dent und Peters betrachten den Schuldenerlass als moralische Pflicht. Weil man sich heute der Schwierigkeit der Darlehensrückzahlungen bewusst ist, stösst der Gedanke eines Schuldenerlasses bei den Kreditoren inzwischen auf weniger Argwohn. Peters betont, dass eine Verhandlung über Schuldenerlass «einmalig sein und in ordentlicher Weise vonstatten gehen muss; die vorherigen Rückzahlungsanstrengungen sowie die zukünftigen Kreditbedürfnisse der Schuldnerländer müssen dabei berücksichtigt werden.»

für Schuldenerlass

Schuldenerlass – zuviel verlangt?

Offizielle Unterstützung

Unlängst sicherten der ehemalige britische Regierungschef Lord Callaghan und der jetzige Schatzkanzler (Finanzminister) Gordon Brown dieser Idee ihre Unterstützung zu. Die Politik des britischen Ministeriums für Übersee-Entwicklung laufe ebenfalls in dieser Richtung, versicherte Ministerin Clare Short am letzten Labour-Parteikongress.

James Callaghan schrieb dazu in der *Times:* «Ist es für uns bilateral wie auch für die Weltgemeinschaft zuviel verlangt, die Ärmsten dieser Welt von der Sklaverei der Schulden zu befreien? Ein Beschluss... dies im Jahr 2000 zu tun, würde uns einen echten Grund zum Feiern geben.» Der katholische Bischof von Oxford, Richard Harries, verglich *Jubilee 2000* mit der Kampagne zur Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert: «Die Ungerechtigkeit und das zu mildernde Leid haben vergleichbare Ausmasse», schreibt er.

Der Ökumenische Rat der Kirchen hat das Thema Schuldentilgung auf die Tagesordnung seiner diesjährigen Weltkonferenz gesetzt. Die Koalition *Jubilee 2000* ihrerseits hat eine breit angelegte, weltweite Unterschriftensammlung lanciert.

Mary Lean und Michael Smith, FaC

Das Gefälle in der Welt

- Im Jahre 1960 verfügte das reichste Fünftel der Erdbevölkerung über ein zwanzigfaches Einkommen gegenüber jenem des ärmsten Fünftels. Bis 1990 stieg dieser Unterschied auf das Sechzigfache.
- 1992 betrug die Auslandschuld Sudans mehr als das Dreissigfache des jährlichen Ausfuhrertrags.
- Die Kosten einer Grundversorgung mit Nahrung, Gesundheit und Erziehung in Afrika wird auf jährlich 9 Milliarden Dollar veranschlagt. Dies ist knapp ein Drittel der gesamten Zinsenlast des Kontinents.
- Jedem Dollar an Entwicklungsgeldern standen im Jahre 1993 drei Dollar an Schuldentilgung gegenüber.
- Tarife zum Schutz der Textilindustrie im Norden kosten den Süden eine Handelseinbusse von jährlichen 35 Milliarden Dollar – mehr als die Summe aller Entwicklungsgelder.

«sie» –

Sobald man einen Menschen kennt, bekommt er einen Vornamen, wird zur Person, entzieht sich den Kategorien.

Es war auf einer Reise in die Vereinigten Staaten: Hier ging mir ein Phänomen auf, das in unserem Zeitalter mehr und mehr in Erscheinung tritt: die Einordnung der Wesen und Orte in Kategorien. Während sich in den engen Gässchen von anno dazumal Berufsgattungen und Menschen bunt mischten, verteilt heute die amerikanische Stadt die Orte, wo geschlafen, gearbeitet, Handel getrieben, dem Vergnügen nachgegangen wird, auf abstrakte Weise im Raum und bringt Weisse, Schwarze, Gelbe in deutlich abgegrenzten Quartieren unter.

In den Gemälden des amerikanischen Malers Edward Hopper finden sich ähnliche Abkapselungen. Jedes seiner Bilder liesse sich in zehn völlig eigenständige Stücke schneiden, die einzeln ein Mauerstück, ein Bett, ein Fenster oder voneinander meilenweit entfernte Figuren aufleben lassen – im Gegensatz zum impressionistischen Bild, wo Töne und Formen sich gegenseitig eng durchdringen.

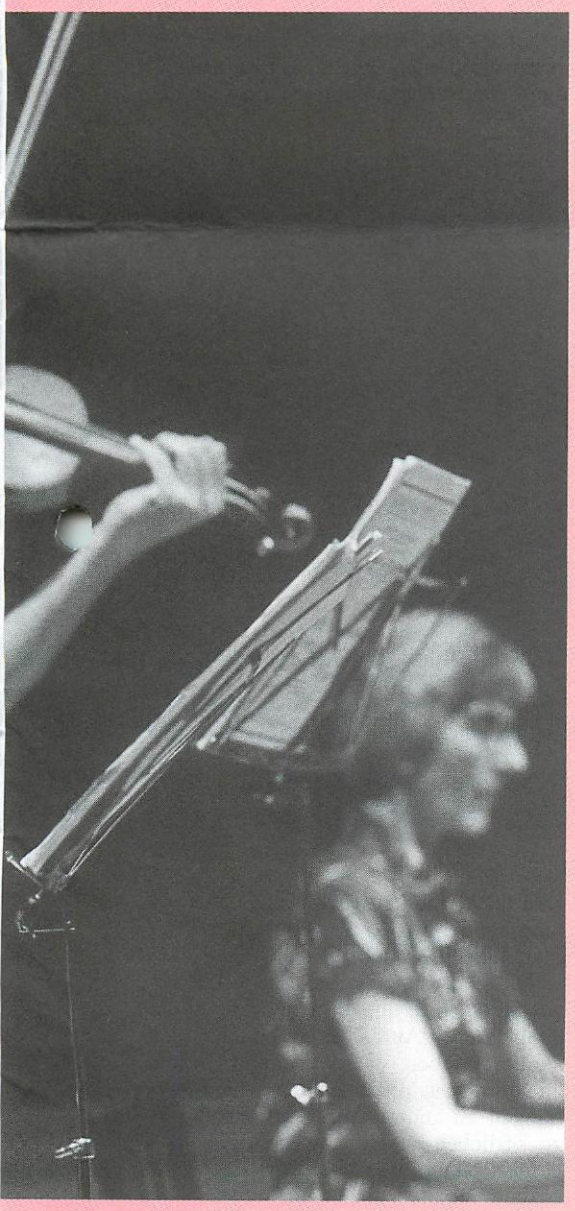
Die Jahre lösen einander ab, und auch sie zerlegen die Menschheit in Teile: Jahr der Frau, des Kindes, des Flüchtlings –

Ohne andere gibt es keine Harmonie

das bin ich

um uns zum Handeln anzuspornen, indem sie uns deren Dasein einhämmern. In den Strassen treten Arbeiter, Bauern, Beamte, Studenten in säuberlich getrennten Reihen zu Demonstrationen an, um ihre entsprechenden Rechte und Forderungen vorzubringen.

Sogar innerhalb unseres Denkens belegen Männer und Frauen, Junge und Alte, Schwarze und Weisse, Reiche und Arme, Linke und Rechte verschiedene Schubladen. Hemmungslos machen wir von unserem Abstraktionsvermögen Gebrauch. Aber diese Unterteilungen nach Geschlecht, Rasse, Klasse, Nation und Volksgruppe sind alles andere als harmlos. Sie spalten die Menschen auf künstliche Weise und isolieren sie in ihrem Ich. Sie werten die einen auf und die andern ab, regen zu Verbitterung oder Verachtung an. Die Unterschiede sind nicht länger Reichtümer, die es zu bewahren gilt.



Und schon sind wir in zwei Lager gespalten: «sie» auf der einen, «wir» auf der anderen Seite – Gute und weniger Gute, Gerechte und Unruhestifter, Unschuldige und Schuldige. Und wehe den Verrätern, die bei der Gegenseite irgendwelche Vorzüge auszumachen wagen! Die Trennmauern wachsen immer mehr in die Höhe; um sie niederzureissen, bleibt bald nichts anderes mehr als die Gewalt.

Im Wartezimmer

Und doch genügt es, das Universum unseres Richtens zu verlassen und uns auf den Boden des Konkreten zu begeben, damit die Spaltungen verschwimmen. Sobald man einen Menschen kennt, sei er nun schwarz oder weiss, bekommt er einen Vornamen, wird zur Person, entzieht sich den Kategorien. Die Klassen- oder Rassenschranken fallen von selbst, wenn wir für dasselbe Ziel zusammenarbeiten. Manchmal entdecken wir dank dem Zufall einer Tischordnung, dass der Nachbar, Vertreter einer verabscheuten Partei, ein menschliches Wesen ist, eigentlich gar nicht so verschieden von uns, sondern achtenswert, ja sogar ganz und gar sympathisch.

Ich erinnere mich an drei lange Stunden, die ich im kleinen Wartezimmer eines Chirurgen verbringen musste, der zu einer Notfall-Operation weggerufen worden war. Da sass ich nun und im Sessel neben mir ein Mensch, den ich von Herzen hasste, weil er einen meiner Freunde gerichtlich verfolgte. Wir hatten uns mit grösstem Argwohn gegrüsst, und dann, während die Stunden verstrichen, erzählte er mir aus seinem Leben im Krieg, im Dienst der griechischen Truppen, die nach der deutschen Invasion nach Ägypten abgeschwenkt waren und mit den Alliierten gegen Rommels Armee kämpften. Meine Gehässigkeit fiel in sich zusammen. Anschliessend entdeckte ich auch, dass nicht das ganze Unrecht auf seiner Seite lag.

Einen Menschen in eine Kategorie einordnen bedeutet, ihn auf einen einzelnen Aspekt seines Wesens festzunageln, ihn von seiner lebendigen Vielseitigkeit abzutrennen. Wir verdammen die Person, die wir wie einen Schmetterling auf einer Albumseite aufgespiesst haben, dazu, auf immer das zu bleiben, was sie gewesen ist oder in diesem Moment ist. Wir verweigern ihr die Möglichkeit, sich weiter zu entwickeln, und blockieren damit jede Änderung – im Gegensatz zur Liebe, die dort, wo nichts ist, die Saat aufgehen lässt.

Ein winziges Feuer

«Sie» und wir, das ist unsere übliche Methode. Und doch hat einst jemand gesagt: «Sie – das bin ich.» Ein erstaunliches Wort, das nie aufhört, uns zu ermahnen, und dem wir wohl niemals auf den Grund kommen werden.

Während es uns so schwerfällt, die Freuden und Leiden jener zu empfinden, die wir lieben, und während wir abgrundtief von jenen getrennt sind, die nicht gleich denken und handeln wie wir, kommt hier einer und identifiziert sich vollständig mit dem anderen, mit irgend einem anderen; er geht sogar so weit zu sagen: «Sie – das bin ich. Ich bin der Arme, die Aidskranke, der Asylant; ich bin der Räuber und die Prostituierte, ich bin der Kapitalist und der Kommunist. Wenn ihr denen Gutes tut, glaubt daran: ihr tut es mir.»

Wie das Feuer unsichtbar im Innern der Erde schwelt und wir nur dann etwas davon merken, wenn es aus dem Schlund der Vulkane sprüht, so brennt im Geheimen zutiefst in jedem Menschen, untrennbar von seinem Leben, ein göttlicher Funke, ein winziges Feuer, das fähig ist, aufzulodern.

«Ich lebe in euch», gibt uns Christus zu verstehen. «Ich komme und breche alle eure Kategorien auf. Ob ihr es wisst oder nicht, ich bin die Lampe, die euch erhellt, die Flamme, die euch wärmt. Ich bin Derselbe in euch und im anderen, Ferment der Einheit zwischen Mann und Frau, zwischen Reichen und Armen, zwischen Schwarz und Weiss. Sprengt die äusseren Erscheinungen und entdeckt – unter der unendlichen Vielfalt von Gut und Böse, die euch ausmachen – Jenen, der euch über alle Kategorien hinweg einander näher bringt.»

Hélène Guisan-Démétriadès

Brasilien: Träume umsetzen

Der Brasilianer Tibor Sulik, Mitglied der vatikanischen Kommission *Justitia et Pax*, sprach im Februar 1997 vor führenden Favela-Bewohnern von Rio de Janeiro. Nach einer Analyse der ungerechten Welt, die wir Menschen geschaffen haben, sagte er: «Aber Sie haben gelernt, Männer und Frauen ins Zentrum Ihrer Anliegen zu rücken. Sie haben bewiesen, dass eine Gemeinschaft, die sich vereint einsetzt, schwerwiegende gesellschaftliche Probleme lösen kann. Jetzt müssen Sie den Regierungen zeigen, wie diese gerechte Welt, die wir brauchen, geschaffen werden kann.»

Der karibikstämmige Brite Lawrence Fearon aus Brent im Nordwesten Londons war kürzlich zu Gast bei ebendiesen Favelaführern in Rio de Janeiro, Petropolis und Fortaleza. Obwohl Lawrence dort Zustände vorfand, die unvergleichlich schlimmer sind als das, was er in England gesehen hatte, reiste er ermutigt und mit frischer, gestärkter Motivation für seinen sozialen Einsatz nach Hause zurück. Er hatte entdeckt, dass seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen in England auch für die viel schwierigere Lage in Brasilien einschlägig sind. Besonders beeindruckte ihn ebenfalls, dass viele der Brasilianer, die völlig auf sich selbst angewiesen waren, Hoffnung und ein Selbstwertgefühl hatten, die ansteckend wirkten. In der sich rasch industrialisierenden Gesellschaft Brasiliens werden manche sehr reich, während Millionen von Menschen auf dem Lande oder in den Favelas in Armut leben – ohne Arbeit, ohne Unterstützung, ohne jegliches Einkommen und nur mit primitivster medizinischer Versorgung.

Trotz unterschiedlichster Lebensbedingungen wiederholen sich gewisse Tatsachen rund um die Welt. So geschieht es überall in grossen Städten, dass ein junger Mensch, der seine Altersgenossen beeindrucken will und keine Arbeit findet, sehr schnell Gefahr läuft, sich in den Randzonen der Kriminalität, des Drogenschmuggels und schliesslich auch der Gewalttätigkeit zu bewegen. Dies sahen wir zum Beispiel in einem Quartierzentrum am Fusse eines dicht bebauten Hügels in Rio. Wir wurden von Jugendlichen empfangen und herumgeführt, trafen junge Berufstätige, die ihre Freizeit damit verbringen, diesen Jugendlichen aus dem Quartier technische und handwerkliche Fertigkeiten weiterzugeben. Während wir herzliche Gastfreundschaft genossen, spielte sich unbemerkt auf dem Hügel hinter uns ein Drama ab. Einige Tage zuvor war ein Komplott entdeckt worden, welches den lokalen Drogenschmugglerring hätte auffliegen lassen sollen. In der Nacht hörten wir Schüsse und erfuhren am Morgen, ein Kommando habe zehn «Hinrichtungen» vollstreckt. Einer der Jugendlichen, die uns herumgeführt und erzählt hatten, wie sie sich von der ganzen Szene lossagen wollten, gehörte zu den Opfern. Zwei weitere waren knapp mit dem Leben davongekommen, würden sich jedoch kaum je wieder in dieser Nachbarschaft zeigen können. Sie hatten das «Verbrechen» begangen, mit den «Verschwörern» des Komplotts gesehen worden zu sein.

In einem Aussenquartier von Rio de Janeiro

Ähnliche Erfahrungen

In Rio und später im Nordosten des Landes sprach Lawrence Fearon immer wieder davon, wie «Träume in die Wirklichkeit umgesetzt werden können», und fragte: «Was ersehnen Sie sich am allermeisten für Ihre Familien, Ihre Mitbürger?» Er beschrieb seine eigene zügellose, von Kriminalität gezeichnete Jugend und erzählte, wie er zur Einsicht gekommen war, anders leben zu wollen. Mit einigen andern hatte er darauf begonnen, seine Träume umzusetzen, als erstes mit dem Einrichten eines Jugendzentrums in ungenützten Hallen in der Nähe. Als kurz darauf in mehreren englischen Städten Rassenunruhen ausbrachen, gingen Lawrence und seine Freunde auf die Strasse, wo sie an den gesunden Menschenverstand der Bewohner appellierten und sie zur Ruhe aufriefen. So konnte die Gewalt eingedämmt werden. Als nächstes kauften er und seine Gruppe ein grosses leerstehendes Busdepot und bauten es zu einem modernen, gut ausgerüsteten Gemeinschaftszentrum um, in dem auch Lokale für kleine Unternehmen, Schulungsprogramme und kulturelle Aktivitäten Platz fanden.

Die Brasilianer konnten sich mit Lawrences Erfahrungen identifizieren, ja, einige hatten Ähnliches zu berichten, als sie beschrieben, wie ihre innere Umkehr zu neuen, von Vertrauen geprägten Beziehungen zu andern Verantwortlichen und zu örtlichen und städtischen Behörden geführt hatten, was wiederum dauerhafte soziale Verbesserungen brachte.

Tom Jones

Safari in Südafrika

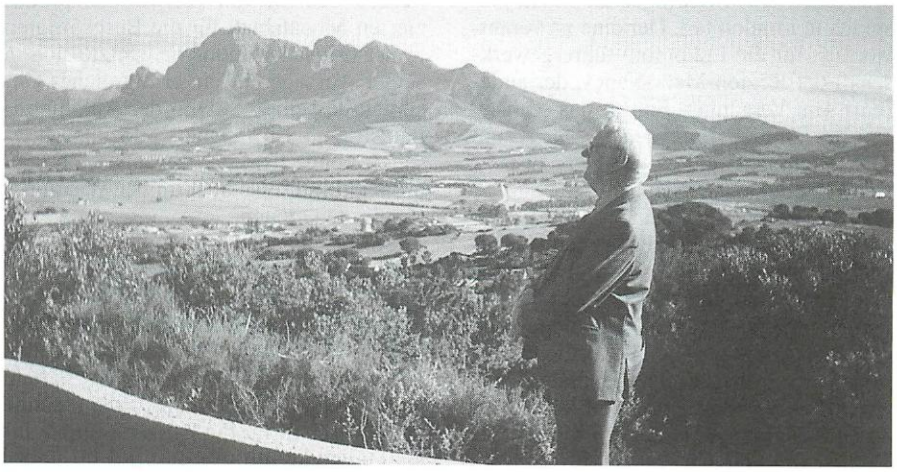
William Porter, der Vorsitzende des Internationalen Medienforums ICF, war während dreier Wochen zu Gast in Südafrika. In Johannesburg, Pretoria und Kapstadt wurde er mit Redaktoren, Journalisten, Fotografen und Studenten sowie Mitgliedern der Wahrheits- und Versöhnungskommission in Kontakt gebracht. Hier seine Eindrücke:

Meine erste Reise nach Südafrika stand bevor, und ein Gedanke beherrschte mich besonders: Dieses Land wurde 1994 für die «Beste Nachricht des Jahrzehnts» ausgezeichnet. Könnte es seine aktuellen Probleme lösen und zum Jahrhundertwechsel wiederum jene «Beste Meldung» liefern, die der Welt Ansporn und Hoffnung bedeuten würde?

Medienleute können viel dazu beitragen, dass sich ein Land ohne Bevorteilung oder Einschüchterung auf dem richtigen Weg entwickelt. Ich habe meine eigene Story, die mich zu dieser Überzeugung gebracht hat, und war deshalb für allfällige Diskussionen gewappnet. Doch stellte sich heraus, dass ich meistens durch weit geöffnete Türen schreiten konnte.

Ein Anlass bleibt mir in lebendiger Erinnerung. Es war die Begegnung mit jungen Pressefotografen, wenige Tage nach dem tragischen Tod von Prinzessin Diana. Natürlich beschäftigte uns die mutmassliche Rolle der Fotografen in diesem Vorfall. Ich erzählte meine Geschichte: wie ich Freiheit mit Verantwortung in Verbindung gebracht hatte, um eine Aktion zur Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Leserschaft und Journalisten in Gang zu setzen. Das Echo war überwältigend: «Wie arbeiten Sie? Was können wir in Südafrika dazu beitragen? Was für Bilder vermitteln unsern Zuschauern Hoffnung?» Wer so reagiert, hat das Herz am rechten Fleck und kann Wegbereiter einer besseren Gesellschaft werden.

Einen Tag konnte ich an der Universität Stellenbosch verbringen, die in bepflanzten Alleen liegt, mit Aussicht auf die fernen Berge. Es war das akademische Zentrum des früheren Regimes und befindet sich heute mitten in einer rassischen und sprachlichen Umwälzung. Ich konnte mit dem Studentenrat und Mitgliedern der Journalistenschule sprechen. Alle sind sich der Rolle der Medien sehr bewusst.



Der Autor in der Kapprovinz, unweit von Stellenbosch

«Die Apartheid ist tot»

Im Presseklub von Kapstadt war ich zu einem Vortrag des ehemaligen Präsidenten F. W. de Klerk eingeladen. Er sprach über seine Zukunft und diejenige des Landes. Präsident Mandela hatte ihn unlängst aufgerufen, der Öffentlichkeit weiterhin seine Talente zur Verfügung zu stellen. Folgende Worte de Klerks haben sich mir eingeprägt: «Rassische, kulturelle und ethnische Vielfalt innerhalb eines Staates bringt überall in der Welt grosse Herausforderungen mit sich. Daher hat der friedliche Machtwechsel bei uns das Interesse der Weltgemeinschaft geweckt. Jetzt liegt es an uns, die gemachten Versprechungen einzulösen. Schliesslich müssen wir alle Mittel und Wege finden, unser Land von den Fesseln der Vergangenheit zu lösen. Die Apartheid ist tot. Jetzt muss sie begraben werden. Der durch sie angerichtete Schaden muss durch Entwicklung und Bevollmächtigung behoben werden, nicht durch gegenseitige Beschuldigung und Vergeltung.»

Mindestens drei Redaktoren von Tageszeitungen versicherten mir, dass sie eine ausgewogene Berichterstattung der Aktualität pflegen, eine echte Proportion von «guten» und «schlechten» Entwicklungen in der Gesellschaft. Die Schlüsselfrage aber lautet: Wessen bedarf es, um eine Phase durchzustehen, die von Hass und Ressentiments, Armut, Arbeitslosigkeit und Apathie gezeichnet ist? Der Bürger muss spüren können, dass Anstrengungen zur Gestaltung einer besseren Zukunft gemacht werden. Und dabei kommt uns Medienschaffenden eine nicht unwichtige Rolle zu.

William Porter

Herzlichen Dank!

All unsern vielen Leserinnen und Lesern, die bei der Erneuerung ihres Abonnementes für 1998 den festgesetzten Betrag freiwillig nach oben aufgerundet haben, danken wir von ganzem Herzen. Diese grosszügige Geste, egal in welchem Umfang, erfreut und ermutigt uns – übrigens passt sie genau zum Thema der jetzigen Ausgabe!

Auch diejenigen unter Ihnen, die ein oder mehrere Geschenk- oder Patenabonnemente (mit oder ohne Bezeichnung der Empfänger) spenden – zum Teil schon seit zahlreichen Jahren – leisten einen wichtigen Beitrag zum Fortbestehen unserer Zeitschrift. Denn nicht nur unsere Kasse profitiert davon, sondern auf diese Weise können die Ideen und Denkanstösse, welche Sie in der Caux-Information schätzen, an neue Menschen herangetragen werden. Auch diesen Spendern ein herzliches Dankeschön!

Für den Abonnentendienst:

Verena Gautschi

Sozialpartner auf Schienen

Im November nahm ich mit zwei Eisenbahnern aus Lothringen an einem Gespräch in London teil. Der eine ist verantwortlich für die Lokomotivführergewerkschaft der Region Metz-Nancy, der andere ist sein Vorgänger. Es war das sechste, von der Zeitung *Industrial Pioneer* zum Thema «Fracht und Eisenbahn» organisierte Londoner Treffen.

Lord Berkeley, Präsident des *Piggyback Consortium,* einer britischen Huckepack-Transportgruppe, vermittelte den aktuellen Stand und die Perspektiven im Frachttransport auf Schienen. Unter den Anwesenden waren Verantwortliche verschiedener britischer Privatbahnen, Vertreter der Gewerkschaften und Mitglieder des Transportausschusses im Unterhaus. Der Beitrag meiner zwei Mitreisenden ebnete den anwesenden Gewerkschaftern den Weg, die menschliche Seite der Umstrukturierung im britischen Eisenbahnsektor offen darzulegen.

Der Chefredaktor des *Industrial Pioneer,* einem von Freiwilligen produzierten Monatsblatt für die Beschäftigten in der britischen Industrie, stützte sich in seiner Aussage auf ein erfolgreiches Gespräch desselben Stils in der Automobilindustrie in Birmingham. Sozialpartnerschaft könne dem gemeinsamen, übergeordneten Interesse aller an der Wirtschaft Beteiligten dienen.

Am folgenden Tag wurde unsere Gruppe vom stellvertretenden Generalsekretär der Lokführergewerkschaft empfangen. Im Gespräch ging es um die Vertiefung des Austausches zwischen den europäischen Transportgewerkschaften, und prompt bekamen meine zwei Freunde eine Botschaft für die Pariser Zentrale ihres Verbandes mit.

Charles Danguy

Schienen, Weichen und Signale...

Hoffnung in den Städten – USA

Diese MRA-Initiative wird in Amerika zunehmend als Modell erkannt, wie das Rassismusproblem angegangen werden soll. Das *Center for Living Democracy* zitiert *Hoffnung in den Städten* als eines der wirksamsten nationalen Beispiele für den Dialog zwischen den Rassen. Über achtzig in diesem Gebiet tätige Gruppen wurden ein Jahr lang im Rahmen einer von der Kellogg-Stiftung mitgetragenen Studie beobachtet.

Unlängst fand in Hartford (Connecticut) ein Symposium statt, in dem diverse in diesem Gebiet aktive Gruppen vereint mitwirkten. Den einleitenden Vortrag hielt die Pfarrerin Dr. Paige Chargois. Sie gehört zum nationalen Koordinationsteam von *Hoffnung in den Städten.* Umgehend wurde sie eingeladen, auch vor Studierenden der Universität Fairfield und an den öffentlichen Schulen von Hartford zu sprechen. *Bts*

INDIEN

Richtung

Eine neue MRA-Zeitschrift hat das Licht der Welt erblickt. Im Herbst des vergangenen Jahres erschien die erste Ausgabe von *Discha* (Sanskrit für Richtung), die vierteljährlich erscheinen soll. Sie wird in der westindischen Stadt Pune von Bhanu Kale herausgegeben, dem Besitzer einer kleinen Druckerei und Autor in seiner Muttersprache *Marathi.* Die Aufgabe von *Discha* wird es sein, als Bindeglied zwischen all den Hunderten von Menschen zu dienen, die alljährlich durch die Tagungen und Kurse im Zentrum *Asia Plateau* in Panchgani Anstösse zu einem verändernden Lebensstil finden.

WIR ZITIEREN

Bundespräsident Herzog

In einer Grundsatzrede zur Bildungspolitik sprach sich der deutsche Bundespräsident Roman Herzog im November in Berlin für verstärkte Reformanstrengungen in diesem Bereich aus. Laut Bericht der *Neuen Zürcher Zeitung* erklärte Herzog, ein zukünftiges Bildungssystem «habe erstens wertorientiert zu sein. Es habe neben fachlicher Ausbildung für Kritikfähigkeit, Sensibilität und Kreativität zu sorgen sowie Werte und soziale Kompetenzen zu vermitteln. Es gehe um Tugenden wie Verlässlichkeit, Pünktlichkeit und Disziplin, vor allem aber um Respekt und menschliche Zuwendung.» *(NZZ Nr. 258 vom 6.11.97)*

CAUX Information 1–2/98

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient
Porre una crocetta secondo il caso

Abgereist Parti Partito	Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo insufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso

AZB 6002 Luzern 2